

# Mozartkugeln vor die Säue

Das Stadttheater Bruneck zeigt „Die Weberischen“ von Felix Mitterer: eine Komödie, an der sich die bestmöglichen Schauspielerinnen vergeblich abmühen.

**M**ozart. Genialität und Wahnsinn. Seine Frauengeschichten. Die Intrigen der Wiener Hautevolee im späten 18. Jahrhundert. Und das alles von Felix Mitterer in ein immerhin fast zweistündiges Theaterstück komprimiert. Wer dann auch noch den Klappentext liest und dabei dankbar auf Adjektive wie derb, humorvoll und bissig stößt, kann nicht anders, als sich diebisch zu freuen auf das sukkulente Spektakel, welches ihn offenbar erwartet.

Irgendwann, nach einer gefühlten Ewigkeit, während der versprochene „Bänkelgesang“ aus einer Jukebox schneppert und eine Kaugummi kauende Christine Lasta – ist sie's wirklich? – unter hysterischen Gelenksübungen eine überdimensionale Mozartkugel gebärt (kein Witz) und ihre „Muttersau“ zum x-ten Mal klarstellt, um was es hier geht – Geld, um nichts als Geld, sieh einer an –, ertappe ich mich beim Gähnen. Wo hakt das Stück, frage ich mich.

Irgendwas funktioniert da nicht. Und das ist sonderbar angesichts der fünf, die da auf der Bühne stehen und ihr Bestes versuchen.

Die Geschichte ist eigentlich eine traurige und ernste: eine Mutter verdingt sich als Zuhälterin ihrer eigenen Töchter. Harte Kost, wie man sie von Mitterer kennt. Aber hier wird mit harter Kost Klamauk getrieben, ohne Gegenwartsbezug, ohne Tiefgang, ohne das kleinste Risiko einzugehen, jemandem im Publikum auf die Zehen zu treten. Die Weberischen, das wären die „Muttersau“ Cilly und ihre Töchter Aloysia, Josepha, Sophie und Constanze, kreischen, intrigieren, zicken und balgen sich irgendwo auf dem Mond, vermutlich in einer Zeit, als junge Mädchen vielleicht tatsächlich Schlange standen, um sich widerstandslos vergewaltigen und verkuppeln zu lassen.

So etwas funktioniert vielleicht, wenn das Lachen im Halse stecken bleibt, wenn es dem Publikum kalten Schweiß auf die Stirn treibt.

Wenn das Damals, sei es noch so verschroben und grotesk, irgendwie einen Weg ins Heute findet.

Solche Gedanken schießen mir durch den Kopf, während ich langsam Mitleid bekomme mit den fünf, die sich auf der Bühne abmühen. Dabei hat Regisseur Claus Tröger ein glückliches Händchen bewiesen: Eine bessere Besetzung als Elmar Drexel (in der Doppelrolle Emanuel Schikaneder und Cilly Weber), Michaela Schmid (als karrieregeile Aloysia) und Marlies Untersteiner (als Sophie, das tragische Patscherle) dürfte es nicht geben. Dies sollte auch für Christine Lasta gelten: Aber an Constanze, der Zukurz-Gekommenen, der es schließlich gelingt, Mozart tatsächlich zu ehelichen, scheitert sogar eine Lasta, muss wohl scheitern. Von der ersten Szene merkt man ihr an, wie sie leidet, kämpft, wie sie etwas versucht, was nicht gelingen kann (dass Verena Unterhofer, die Fünfte im Bunde, nicht ins Spielen kommt, liegt wohl an der undankbaren Nebenrolle Josephas, die nur deshalb mitmachen muss, weil die Weberischen halt vier waren).

Nein, an den Schauspielern liegt es definitiv nicht. An Mozart auch nicht, der nur seinen Namen herhalten muss und in der Gerüchteküche geschmort wird.

Schon die Uraufführung 2006 – „Die Weberischen“ sind ein Auftragswerk anlässlich des 250. Geburtstages des Komponisten – war kein Knaller. Regisseur Claus Tröger (Bühne: Klaus Gasperi, Kostüme: Katia Bottegal) ist es nicht gelungen, dem Stück Leben einzuhauchen, Pepp zu geben. Der Applaus des Publikums war artig. Aber Begeisterungstürme hören sich anders an. ■

Norbert Dall'Ö

**Die „Muttersau“ und ihre Töchter: Elmar Drexel und (von links) Michaela Schmid, Verena Unterhofer, Marlies Untersteiner und Christine Lasta.**

